

EINÜBUNG UND WEISUNG

Benedikt und Scholastika

Über geistliche Freundschaft

Es mag interessant sein, den Anlaß zu diesen Gedanken zu erfahren. Gewöhnlich kommen ja Ideen nicht einfach aus einem Willensakt; sie entstehen nicht dadurch, daß man sich hinsetzt und sich entscheidet, über irgendein bedenkenswertes Thema nachzusinnen. Meist braucht es dafür einen Anstoß, einen Grund.

Was es diesmal war? Eine ernstere Krankheit erzwang eine Erholung in ruhiger Lage. Was hätte dafür willkommener sein können, als ein mir bekanntes Kloster von Benediktinerinnen. Ich kenne die Regel des heiligen Benedikt und weiß, welche wichtige Rolle darin die Gastfreundschaft spielt. So war ich sicher, gut aufgenommen zu werden. Neben Spazieren, Ruhen und Beten erhoffte ich, in der geschützten Zeit zu ausgedehnter Lektüre zu kommen. Ich schaute mich in der Bibliothek dieses etwas abgeschiedenen Klosters um. Es erging mir dabei ein wenig wie meinem Ordensvater Ignatius von Loyola, der, auf dem Schloß Pamplona zur Rekonvaleszenz gezwungen, umsonst nach unterhaltsamen Büchern suchte. Was ich schließlich fand, war vor allem geistliche Literatur, viel Benediktinisches, dem *genius loci* entsprechend. Ich griff zu.

Gespräche mit dem liebenswürdigen Spiritual des Klosters sorgten dafür, daß die beginnende Auseinandersetzung mit dem Geist des heiligen Benedikt in den richtigen Bahnen verlief. – Unter anderm sprachen wir öfters über die bekannte Geschichte der Begegnung von Benedikt und Scholastika, die Gregor der Große überliefert. Der Zufall wollte es, daß im Kloster ein modernes Gemälde dieser Szene hing. Es war gemalt von P. Karl Stadler, O.S.B. – So war also vieles da, was die vorliegenden Gedanken inspirierte: ein Thema, eine Illustration und vor allem die Geschichte, die mir immer spannender und dramatischer erschien. Sie soll auch an den Anfang dieser Überlegungen gestellt sein.

„Geh nur, wenn du kannst ...“

Im 33. Kapitel des Buches II der Dialoge erinnert Gregor der Große zunächst daran, daß der heilige Paulus wegen des Stachels in seinem Fleisch dreimal den Herrn gebeten hat (2 Kor 12,8f) und doch nicht erhalten konnte, was er wünschte. Dann fährt er fort:

Deshalb muß ich dir von dem ehrwürdigen Vater Benedikt erzählen, daß auch er etwas wollte, was er nicht erreichen konnte.

Seine Schwester Scholastika war von Kindheit an dem allmächtigen Gott geweiht. Sie war gewohnt, ihren Bruder einmal im Jahr zu besuchen. Der Mann Gottes ging jedesmal zu ihr hinunter zu einem Gut des Klosters, das nicht weit entfernt lag.

Eines Tages kam sie wie üblich, und ihr ehrwürdiger Bruder stieg mit einigen Jüngern zu ihr hinab. Sie verbrachten den ganzen Tag im Lob Gottes und im geistlichen Gespräch. Bei Einbruch der Dunkelheit hielten sie miteinander Mahl.

Während sie noch am Tisch saßen und ihr geistliches Gespräch fortsetzten, wurde es spät. Da flehte die gottgeweihte Frau, seine Schwester, ihn an: „Ich bitte dich, laß mich diese Nacht nicht allein, damit wir noch bis zum Morgen von den Freuden des himmlischen Lebens sprechen können.“ Er antwortete ihr: „Was sagst du da, Schwester? Ich kann auf keinen Fall außerhalb des Klosters bleiben.“

Es war so heiteres Wetter, daß sich keine Wolke am Himmel zeigte. Sobald aber die gottgeweihte Frau die Weigerung ihres Bruders hörte, fügte sie die Finger ineinander, legte ihre Hände auf den Tisch und ließ ihr Haupt auf die Hände sinken, um den allmächtigen Gott anzuflehen. Als sie dann das Haupt vom Tisch erhob, blitzte und donnerte es so stark, und ein so gewaltiger Wolkenbruch ging nieder, daß weder der heilige Benedikt noch die Brüder in seiner Begleitung einen Fuß über die Schwelle des Hauses setzen konnten, in dem sie beisammen waren. Die gottgeweihte Frau hatte nämlich ihr Haupt auf die Hände gesenkt und Ströme von Tränen auf den Tisch vergossen. Dadurch erreichte sie, daß es aus heiterem Himmel zu regnen begann. Diese Regenflut folgte nicht erst nach dem Gebet, sondern Gebet und Regen trafen so zusammen, daß es schon donnerte, als sie das Haupt vom Tisch erhob. Im gleichen Augenblick erhob sie das Haupt, und der Regen strömte nieder.

Der Mann Gottes sah nun ein, daß er bei Blitz, Donner und dem gewaltigen Wolkenbruch nicht zum Kloster zurückkehren konnte. Da wurde er traurig und klagte: „Der allmächtige Gott vergebe dir, Schwester! Was hast du da getan?“ Sie erwiderte ihm: „Steh, ich habe dich gebeten, und du hast mich nicht erhört; da habe ich meinen Herm gebeten, und er hat mich erhört. Geh nur, wenn du kannst. Verlaß mich und kehre zum Kloster zurück!“

Da er das Haus nicht verlassen konnte, blieb er gegen seinen Willen, nachdem er freiwillig nicht hatte bleiben wollen. So konnten sie die ganze Nacht durchwachen, in heiligen Gesprächen ihre Erfahrungen über das geistliche Leben austauschen und sich gegenseitig stärken.

Deshalb habe ich gesagt, er habe etwas gewollt und es doch nicht vermocht. Wenn wir auf die Vorstellungen des heiligen Mannes schauen, so besteht kein Zweifel, daß er gewünscht hat, das heitere Wetter möge so bleiben, wie es bei seinem Kommen gewesen war. Ganz gegen seinen Willen stand er vor einem Wunder, das die Kraft des allmächtigen Gottes nach dem Herzenswunsch einer Frau gewirkt hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß die Frau, die ihren Bruder länger zu sehen wünschte, in diesem Augenblick mehr vermochte als jener.

Nach einem Wort des Johannes ist Gott die Liebe; so ist es ganz richtig: Jene vermochte mehr, weil sie mehr liebte.¹

¹ Gregor der Große, *Der heilige Benedikt*. Buch II der Dialoge, lateinisch-deutsch. Herausgegeben im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz. Erzabtei St. Ottilien 1995.



Das heilige Geschwisterpaar „Benediktus
und Scholastika“ nach einem Holzschnitt von
P. Karl Stadler OSB, CH-6390 Engelberg

PKSt
1989

Kleine Exegese

Soweit der Text: Der heilige Benedikt findet sich in einer bedrängenden Situation. Er beruft sich, wie das Bild deutlich macht, ängstlich, aber auch entschieden auf die Regel. Er stützt sich auf sie, identifiziert sich mit ihr. Seine Haltung ist aufrecht, zuchtvoll, streng, ein wenig steif. Der Vorschlag seiner Schwester, die Gespräche über die Nacht auszudehnen, bringt ihn in Verwirrung. Es kommt ihm vor wie ein Angriff auf etwas Heiliges.

Und erst noch das Wunder. Er ist davon völlig überrascht, ja eigentlich im tiefsten erschreckt. „Da muß etwas daneben gegangen sein.“ Das Gebet einer Frau, seiner Schwester, ist erhört worden. „Ex feminae pectore.“ Gegen alle Gewohnheiten und Erwartungen. Ein solches Vorgehen scheint ihm geradezu verwerflich, ist folglich etwas, das der Vergebung bedarf. Das Ganze, so meint man aus der Antwort zu hören, gehört in eine Beichte, oder zumindest in eine beichtähnliche Situation. Er antwortet mit einem Vorwurf und gleichzeitig mit der Absolution: „Was hast du da getan? Der allmächtige Gott ver gebe dir!“

Es wird Benedikt aus Beispielen der Bibel nicht unbekannt gewesen sein, was Frauen alles vermögen; was sie, dank ihrer Bittkraft und Beharrlichkeit bei Gott „durchbringen“. Sie können hartnäckig sein, lassen sich weder beruhigen noch abschütteln, bis sie das erhalten haben, was sie wünschen. Ein sprechendes Beispiel solch aufdringlichen Vertrauens ist die Geschichte einer heidnischen Frau, die im Matthäusevangelium erzählt wird. Einerseits ist ihre Liebe zur Tochter so groß, daß sie sie unbedingt geheilt und von Dämonen befreit sehen möchte, andererseits besitzt sie ein solch erhörungsgewisses Vertrauen zu Jesus, daß sie überzeugt bleibt, es werde ihr geholfen. Sie bleibt hinter ihm, argumentiert und bittet, bis ihr gesagt wird: „Frau, dein Glaube ist groß, was du willst, soll dir geschehen.“ (Mt 15,28).

So ähnlich hier! Scholastika siegt. Sie ist sich nicht bloß keiner Schuld bewußt, sondern sie weiß sich in ihrem Gebetsvertrauen in größerem Recht. Souverän, mit Takt, nicht ohne weiblichen Charme, weist sie auf den einsetzenden Regen hin: „Geh nur Bruder, wenn du (noch) kannst.“

Durch Gespräche wachsen

Die beiden Heiligen sitzen im Bild auf einer kleinen Bank. Der geschwisterliche Disput darüber, ob die Gespräche über Nacht ausgedehnt werden sollen, ist der Gipfel einer langen vorausgehenden Unterhaltung. Er läßt etwas ahnen, wie wichtig, wie bereichernd die Gespräche für die beiden waren. Sie waren ohnehin selten genug. Was man so schätzt, was einem lieb geworden ist, dafür wagt man gerne einen Streit. Es ist anzunehmen, daß diese Unterhaltung gerade deshalb als so kostbar empfunden wurde, weil sich die Geschwister Einblick gaben in das, was Gott in ihrem Leben bewirkt hat. Sie waren Anlaß zum gemeinsamen Staunen und zum gemeinsamen Dank.

Behalten wir das Bild im Auge! Vergleichen wir unsere eigenen Erfahrungen damit. – Wie kostbar, wie belebend ist es doch, wenn Gespräche über eine banale Konversation hinaus gehen und existentiellen Tiefgang gewinnen! Wenn nicht bloß Heilige und Auserwählte, sondern Christen überhaupt fähig werden, einander teilnehmen zu lassen an dem, was in ihrem glaubenden und hoffenden Herzen vor sich geht. Es ist Gnade und Gewinn. Was uns ins Herz gelegt wird, ist ja nicht etwas, das es vorsorglich für uns selbst zu hüten und vor den anderen zu verteidigen gilt. Talente, Einsichten, Tröstungen sind weder ein Privateigentum, das wir uns erworben haben, noch ein Sondergut, auf dem wir sitzen bleiben müßten. Wir brauchen und sollen unsere geistlichen Schätze nicht vergraben. Persönlicher aber auch kirchlicher Glaube würde viel an Lebendigkeit und Vitalität gewinnen, wenn wir vermehrt bereit wären, unser privates frommes Leben auch ein wenig mitzuteilen.

Was für kirchliches Leben im allgemeinen gilt, ist für geistliche Freundschaften doppelt wichtig: offen und bereit zu werden, einander teilnehmen zu lassen an dem, was der Glaube für uns bedeutet, worin er für uns hilfreich ist, wo er uns befreit oder auch hemmt, was wir von ihm verstehen und was nicht. – Solche Fragen, die gewöhnlich nicht laut werden, können in solchen freundschaftlichen Gesprächen gut Platz finden. Sie helfen uns, in unserer persönlichen Weise zu glauben, voranzukommen. Denn das Wachsen im Glauben ist ja nicht nur eine Sache der eigenen Innerlichkeit, sondern auch der Kommunikation. Oft wird aus Überempfindlichkeit vermieden, solche tiefergehenden Themen anzusprechen, einander damit auch ein wenig herauszufordern. Man fürchtet sich zu sehr, einander religiös zu belästigen oder einander zu nahe zu treten. Ohne böse Absicht gewiß. Aber auch ohne zu ahnen, daß man sich in einer solch vornehmen religiösen Zurückhaltung eines großen Wertes beraubt und geistlich austrocknen kann.

Welch befreiende Wirkung geht doch von der Erfahrung aus, mit einem Freund oder einer Freundin sich über den Glauben auszutauschen, über Erfahrungen, die wir damit machen oder auch nicht machen, zu sprechen. Wo das Vertrauen tragfähig ist, um das Innerste der Gottesbeziehung ins Gespräch zu bringen, da wird Glaube lebendig. Gegenseitige Teilgabe am Persönlichsten, besonders da, wo sie ins Gebet mündet, kann eine Quelle neuer Glaubensfreude werden. Menschen können darin einander stützen, ermutigen, ja einander zum Segen werden. Ein Gedicht von Wilhelm Brunners macht es deutlich:

Manchmal

Manchmal fehlt mir der Mut zu mir selbst.

Ich wünsche mir dann, daß du ihn hast zu mir.

Manchmal fehlt mir die Ehrfurcht vor mir selbst.

Ich wünsche mir dann, daß du sie hast vor mir.

Manchmal fehlt mir die Hoffnung auf mich selbst.

Ich wünsche mir dann, daß du sie hast auf mich.

Manchmal fehlt mir der Glaube an Ihn.

Ich wünsche mir dann, daß du ihn hast für mich.²

² W. Brunners, *Schattenhymnus*. Düsseldorf 1989, 56.

Im Gebet verbunden

Die beiden Heiligen befinden sich auf dem Gebetsteppich, genannt Psiathion. Das Relikt einer Binsenmatte, das, nach Gregor dem Großen, Benedikt gewöhnlich als Fußunterlage diente. Hier, im Bild gesehen, ist dieser Teppich wie eine Brücke, auf der die beiden Heiligen aufeinander zugehen und durch die sie verbunden sind. Er versinnbildet das Fundament, auf dem ihre Freundschaft ruht, und woraus sie lebt: das Gebet.

Zwei Dinge scheinen mir deutlich zu werden. Zum einen tritt im Gebet das hervor, was man das Innengeheimnis einer Freundschaft nennen kann. Aelred von Rieval, der Autor eines bekannten Buches über geistliche Freundschaft, beginnt das erste Kapitel, das wie alle als Dialog konzipiert ist, mit einem geradezu programmatischen Satz: „Hier sind wir beide, ich und du, und ich hoffe, als dritter ist Christus mit uns. Nichts stört, nichts unterbricht unser Gespräch. Kein Laut, kein Ruf dringt in diese selige Einsamkeit ... und was die Freundschaft angeht, die uns verbinden muß, so möchte ich darüber aufs Beste belehrt werden, wie sie in Christus beginnt, mit Christus aufrecht gehalten wird, und wie zu Christus hin ihr Zweck und Nutzen führt.“³

Wie immer zwei freundschaftlich verbundene Menschen beten, ob sie loben oder klagen, sie werden sich dabei bewußt, wer in ihrer Mitte ist. Sie werden diesen „Dritten im Bund“, der geheimnisvoll anwesend ist, wahrnehmen, ihn in ihre Nähe lassen, werden dieses „leise Nah“ erspüren, in dem, nach einem Wort von Gertrud v. le Fort, selbst getrennte Freunde einander begegnen. Christus, auf den sie alles, was sie erfahren, beziehen, tritt nicht als Freund neben die Freunde. Er offenbart sich nicht als einer neben ihnen, als Dazukommender, etwa gar als Rivale. Vielmehr zeigt er sich, gerade im Gebet, als das „Zwischen“ aller Freunde, als das gemeinsame Band, das Freundschaft ermöglicht und die Freunde zueinander führt.

Zum anderen offenbart das Beten den Gnadencharakter von Freundschaft. Ist das Gebet ein Versuch, das konkrete Leben und alles, was dazu gehört, als ein Geschenk aus göttlicher Hand zu verstehen, so umfaßt es natürlich auch die Freundschaft. Ihr Ursprung wird darin klar. Was sie schön macht, was ihr Bestand gibt, ist ihre Herkunft, ihr objektives Geschenksein. Sie ist völlig ungeschuldet, weder hergestellt noch verdient, so daß das Wort aus dem Johannesevangelium auch mit dieser zwischenmenschlichen Ergänzung gelesen werden kann: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch (füreinander und zueinander) ausgewählt“ (Joh 15,16).

Gnade ist aber auch, dieses Geschenk als solches zu erkennen und einander als Freund und Freundin zu entdecken; wahrzunehmen also, daß man zueinander geschickt und füreinander erwählt ist. Wie geschenkt auch immer ein gelingendes Vertrauen zwischen Freunden ist, wie wenig wir es selber herstellen, machen oder gar erzwingen können, so braucht es doch unser Zutun. Freundschaft entzieht sich zwar völlig unseren besitzergreifenden Versuchen; sie erschließt sich aber doch erst dem, der sie auch will, sich für sie öffnet, sie pflegt und dafür Zeit hat.

³ Alfred von Rieval, *Über die geistliche Freundschaft*. Trier 1978, 7–9.

Beten erschließt uns so eine neue Sicht der Freundschaft. Es erinnert uns an Dinge, die wir leicht vergessen. Daran nämlich, daß Freundschaft eine Gnade ist, für die zu danken würdig und recht ist. Wie aber auch daran, daß jedes Geschenk verkommt, wenn wir es nicht selbst bewußt und auch mit Entschiedenheit in die Hand nehmen.

„Liebe, und tue was du willst“

Das Bild von P. Karl macht deutlich, wie Scholastika, die Trägerin der heiligergeistlichen Flamme, Benedikt, dem Hüter der Regel begegnet. Ein Funke springt. Zwei Charismen durchdringen und ergänzen sich. Der Geist will wohnen im Gesetz, er ruft nach Ordnung, nach Stütze, will und muß Fleisch werden. Scholastika, die Trägerin der Flamme, verwirft diese Regel nicht, relativiert sie nur. Sie plädiert für die Liebe als Prinzip der Interpretation. Darin wird sie zur „Lehrmeisterin des Lehrmeisters“. Nicht in einem Anspruch, mehr zu lieben als ihr Bruder, sondern in ihrem fraulichen Verstehen dessen, wie Liebe in konkreten Situationen aussieht. Ehrwürdig ist diese Regel gewiß. Ohne sie würde eine Freundschaft in bloße Gefühle oder Sentimentalität zerfallen, mit ihr gewinnt sie Ordnung und Kraft. Sie ist „Enge, die letzte Weite bezweckt, Abstraktheit, die Durchblutung des konkretesten Augenblicks möchte, Absterben des Herzens, das auf seine höchste Verwandlung zielt“ (H. U. v. Balthasar).

Scholastika weiß, was Liebe tut und wie sie sich in konkreten Situationen äußert. In ihr wird ein klassisches Wort wahr und greifbar, daß nämlich, wer aus der Liebe lebt, das Richtige erspüren kann. (Ubi amor, ibi oculus).

Nun wissen wir aber auch, daß die Liebe, vor allem in Phasen der Verliebtheit, den klaren Blick trüben kann. Sie trägt sehr oft einen blinden Fleck in sich. Mehr als sonst ist die Wahrnehmung geleitet: angenehme Dinge beginnen zu leuchten, schwierige werden ausgeblendet. Das Betrügerische ist nicht nur eine Eigenschaft der Liebe auf den ersten Blick. Es kann sich auch im zweiten und dritten Blick durchhalten. Nietzsche formuliert sehr scharf: „Die Liebe ist der Zustand, wo der Mensch die Dinge am meisten so sieht, wie sie nicht sind. Die illusorische Kraft ist da auf ihrer Höhe, ebenso die versüßende, die verklärende Kraft“.⁴

Augustinus, einer der fruchtbarsten Schöpfer geflügelter Worte des Christentums, hat in einer Predigt zum ersten Johannesbrief gesagt: „Habe die Liebe und tue was du willst“. Ein Wort, fast zu schön formuliert, als daß wir nicht wüssten, es wäre auch wahr.

Was damit gesagt ist? Augustinus hat gewiß gemeint, daß jeder Mensch, der im Sinne Jesu liebt, die Norm für das rechte Handeln in sich trägt. Aber die Sentenz, so klar in der Aussage sie auch ist, bleibt der Zweideutigkeit ausgesetzt. Sie ist vor Mißbrauch nicht gefeit. So schnell kann sie zur Rechtfertigung dessen herangezogen werden, was wir gerade tun. Man braucht nur zu behaupten, man hätte die

⁴ F. Nietzsche, *Der Antichrist*, in: Werke in drei Bänden. Hrsg. v. H. Schlechta. 2 Bd. München 1955, 1183.

Liebe, um freie Bahn zu bekommen für das, was wir gerade tun möchten und wozu wir Lust haben. Etwaige Unruhen des Gewissens können damit leicht beschwichtigt werden. Etwa so: Haben wir die Liebe und laßt uns tun, was wir wollen. Oder wir tun, was wir wollen, und erwarten, daß es für Liebe gehalten wird. Solche und ähnliche Interpretationen mögen uns einfallen.⁵

Es geht bei dieser einschränkenden Bemerkung zum Augustinuswort nicht darum, jede Liebe zu verdächtigen und alle Formen von Verliebtheit zu disqualifizieren. Liebe, auch in ihren unvollkommenen Formen, ist und bleibt ein Wert, ist mehr als ihr Gegenteil, etwa Gleichgültigkeit oder Haß. Sie soll nicht mißachtet werden. Ebensowenig geht es darum, einen „Geist der Schwere“ zu beschwören; so als ob nur dasjenige, was uns schwer fällt, was gegen die Neigungen unseres Herzens geht, im Sinne der Liebe sein könne. Wenn uns eine Aufgabe etwas kostet, ist dies noch nicht ein notwendiges Zeichen dafür, daß sie auch schon richtig ist. – Wie auch umgekehrt: Fällt sie uns leicht, muß sie nicht unter den Verdacht geraten, es handle sich um eine Selbsttäuschung oder stehe in Widerspruch zu dieser Liebe, wie sie Jesus gemeint hat.

Nur auf eines soll aufmerksam gemacht werden: „Auf die Verbindlichkeit, die mit Notwendigkeit aus der Liebe folgt. „Habe die Liebe und tue was du willst ...“ Ja, wenn du dann noch tun kannst, was du willst. Die Liebe, im Sinne Jesu verstanden, ist kein Freipaß für beliebiges Tun. Sie erlaubt nicht alles und ist fern aller Willkür. Bei allem Befreienden, das sie in uns Menschen bewirkt, hat sie etwas Strenges an sich. Sie bindet, macht verbindlich, weckt Verantwortung. Es ist die Liebe, die aus dem Glauben an Jesus Christus entsteht, die es nötig hat, geweitet und gereinigt zu werden. In Phasen der Erprobung, der Enttäuschung und der Nacht wird sie sehend. Von dieser Liebe und nicht von irgendwelcher, gilt das Wort: „Ubi amor ibi oculus“.

Treue, Prüfstein freundschaftlicher Liebe

Liebe will verbindlich sein, sie ruft nach der Treue sowohl zu sich selbst wie zu den anderen. Es ist dies wohl die entscheidende Frage, an der die Echtheit, aber auch die geistliche Authentizität einer Freundschaft geprüft wird.

Was heißt Treue? Immer bleibt die Frage, wie weit sich eine Freundschaft einer getroffenen Lebensentscheidung, entweder zur Ehe oder zur Ehelosigkeit, ein und unterordnet. Wie weit hilft sie, dieser selbst treu zu werden, so daß das, wonach wir uns im tiefsten sehnen, lebendig bleibt, daß der Wille, zu unserer Lebensentscheidung zu stehen, gestärkt wird. Wie weit hilft ein Freund oder eine Freundin treu zu werden? Nicht bloß im negativen Sinn einer Nicht-Behinderung, sondern der Förderung. Denn es genügt wohl nicht, daß beides, eigener Lebensentwurf und Freundschaft, sich nicht ausschließen, gerade noch miteinander verträglich bleiben. Wenn die Freundschaft eine geistliche sein soll, braucht es wohl mehr; sie muß helfen, die

⁵ Dazu: G. Bachl, *Gottesbeschreibung*. Innsbruck 1990, 23.

eigene geistliche Bestimmung immer besser zu finden und zu vertiefen, muß fruchtbar werden. Gelingt es zwei Menschen, die freundschaftlich und im Glauben miteinander verbunden sind, sich gegenseitig zu stärken und zu ermutigen, den Weg ihrer Berufung weiter zu gehen und zu vertiefen?

Oder um die Frage der Treue auch ins Psychologische zu wenden: Der einzelne, der in einer wie immer gearteten tieferen Freundschaft lebt, muß sich fragen und fragen lassen, wie weit er durch diese Beziehung innerlich wächst, wie sie ihm hilft, in seinen Gefühlen und Gedanken stimmig und ganz zu werden. Bleibt er mit seinem Herzen da, wo er sein soll? Oder löst die Freundschaft einen Prozeß aus, durch den er emotional auswandert und in Situationen gerät, die es schwierig machen, aufrichtig und wahr zu bleiben. –

Oder, positiv gefragt: Fließt mir aus der Freundschaft eine schöpferische Kraft zu, die mich zur Treue stärkt? „Der Zölibatäre muß sich in seiner Haut wohlfühlen“ – so plädiert P. Demmer.⁶ Frage ist just diese, wie weit eine Freundschaft uns hilft, daß wir uns in unserer Lebensform wohl fühlen, beim Gedanken an das, was wir versprochen haben, froh werden.

Wir können und müssen noch einen Schritt weiter gehen: Die Frage der Treue bleibt einseitig, wenn nicht gar falsch gestellt, wenn sie sich nur auf einen Partner bezieht. Es ist egoistisch, nur das eigene Recht zu sehen und gar zu verteidigen; zu fragen also, wie es für mich lebbar ist, wie weit die Beziehung für mich und meine Lebenswahl tragbar und förderlich ist. Im Grunde verhält es sich bei bestehenden oder wachsenden geistlichen Freundschaften doch wohl so, daß immer zwei Menschen füreinander verantwortlich werden. Jeder trägt sich und den anderen. Sie beide müssen sich fragen, wie weit ihre Freundschaft zum Wohl beider ist, wie weit sie, im Glauben gesehen, im Raum des göttlichen Willens bleibt. „Ein jeder trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal. 6,2).

Werfen wir nochmals einen Blick auf unser Bild. Die beiden, Scholastika und Benedikt, sind in den Wind des geöffneten Fensters geraten. Es ist nicht nur der einsetzende Regen, der hier hereinströmt, sondern auch der pfingstliche Wind, der in die beiden fährt und sie ergreift: der Heilige Geist, der ihre Gespräche durchzieht und ihre Gebete erfüllt, der ihre Liebe schützt, reinigt und sie zur Treue befähigt. Dadurch steht diese Freundschaft da, wo sie stehen muß, wo sie Leben und Bestand bekommt: in der großen Liebesbewegung Gottes. Da wird sie klar, schön und lebendig. Sie ist gerettet aus aller Zweideutigkeit, aller Selbstbezogenheit oder Sentimentalität.

Hans Schaller, Rom

⁶ K. Demmer, *Zumutung aus dem Ewigen*. Gedanken zum priesterlichen Zölibat. Freiburg 1991.